Die GESTAPO überlistet

Ein Gruß nach Österreich aus dem Werner-Bergengruen-Archiv in Neustadt an der Weinstraße

von Luise Hackelsberger

Der deutsch-baltische Schriftsteller Werner Bergengruen (1892 Riga – 1964 Baden-Baden) war auf mannigfache Weise mit Österreich verbunden. Schon sein Vater Dr. Paul Bergengruen hatte, als Kurarzt lange Jahre in Meran tätig, zusätzlich die österreichische Staatsbürgerschaft erhalten.
Als Werner Bergengruens Haus in München-Solln 1942 durch eine Luftmine zerstört wurde, siedelten er und seine Frau in das Jagdhaus der Schönburgs am Achensee über, wo er bis 1946 blieb. Zahlreiche Wiener Freunde haben ihn dort besucht, an den ersten Alpbacher Wochen mit den Brüdern Molden nahm er im Oktober 1945 teil.
In Tirol war wohl Bergengruens produktivste Zeit: Novellen, Balladen und politische Lyrik entstanden – allerdings für die Schublade, zur Veröffentlichung erst nach dem Krieg bestimmt.
Vor dem „Anschluss" Österreichs 1938 aber hatte sich ein Zwischenfall ereignet, der gefährlich hätte werden können. Werner Bergengruen berichtete:

Mein Gedichtzyklus „Der ewige Kaiser" wurde in der Zeit vom Sommer 1935 bis zum Frühjahr 1936 geschrieben. An eine Veröffentlichung in Deutschland war selbstverständlich nicht zu denken, und auch einer Herausgabe außerhalb der deutschen Grenzen standen, allein schon mit Rücksicht auf die Postüberwachung, große Schwierigkeiten im Wege. Es war mir klar, daß nur ein österreichischer Verlag in Frage kommen konnte, daß das Buch pseudonym oder anonym erscheinen mußte und daß auch der Verleger meinen Namen nicht erfahren durfte; denn bei dem aufs feinste ausgebildeten Spitzelsystem, das ja bis tief in die dem Anscheine nach nazifeindlichen österreichischen Kreise hineinreichte, konnte ich gewiß sein, daß im engegengesetzten Falle mein Name gleich nach dem Erscheinen des Buches nach Berlin gemeldet würde. Ich bat also einen Wiener Schriftsteller, den Grafen Paul Thun-Hohenstein, als er sich vorübergehend in München aufhielt, um seine Vermittlung, die er mir in der freundschaftlichsten Weise zusagte. Er nahm das Manuskript an sich und konnte mir schon nach kurzer Zeit in verabredeten Deckworten aus Wien schreiben, daß der Verlag Filipp Schmidt-Dengler in Graz zur Herausgabe bereit sei. Bei diesem erschien nun also der Zyklus im Jahre 1937, und zwar ohne Nennung eines Autornamens; denn den Gedanken der Pseudonymität hatte ich fallen gelassen. Das Buch wurde verkauft, übrigens zunächst auch in Deutschland. In München sah ich es in manchen Buchhandlungen. Es zu rezensieren wagte innerhalb Deutschlands natürlich niemand, höchstens daß, wie in der Frankfurter Zeitung, sein Titel unter der Rubrik „Neu eingegangene Bücher" verzeichnet wurde. Ich selbst war dabei, wie in der Wohnung eines nichtsahnenden Bekannten meine Verse vorgelesen und von etwa einem Dutzend Menschen diskutiert wurden. Ich machte mir einen Spaß daraus, Einwände zu erheben und mich an den Vermutungen über die Person des Verfassers zu beteiligen. Diese waren umso interessierter (interessanter), als einige Stellen erkennen ließen, daß es sich nicht um einen Österreicher handeln konnte.

Ein Jahr später war Österreich dem Dritten Reiche einverleibt. Die Geheime Staatspolizei beschlagnahmte das Buch, untersagte den Verkauf und verlangte von dem Verleger den Namen des Autors zu wissen. Schmidt-Dengler erklärte wahrheitsgemäß, ihn nicht zu kennen, und verwies auf den Grafen Thun. Dieser, erst kürzlich aus einer langwierigen Haft entlassen, wurde vorgeladen und befragt. Er gab zu, der Mittelsmann zwischen Autor und Verleger gewesen zu sein; doch habe er sich ehrenwörtlich verpflichtet, den Namen des Verfassers geheim zu halten und könne ihn nur preisgeben, wenn der Verfasser selbst ihn von diesem Versprechen entbinde. Der Hinweis auf das Ehrenwort rief zunächst ein Hohngelächter hervor. Dann aber brachte Thun in seiner ruhigen und geschickten Art es zuwege, mit seinem Standpunkt durchzudringen und eine Frist zu erlangen; könne er danach den Namen nicht angeben, so werde man sich an ihn halten.

Meine Lage war ohnehin prekär; denn ich war im Jahre 1937 unter dem Verbot jeder schriftstellerischen Betätigung aus der Reichskulturkammer und der dieser unterstehenden Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen worden.

Thun telegraphierte mir in unverfänglich andeutender Weise nach München und kam sofort angereist. Ich sel-

ber befand mich im Augenblick in Berlin, wurde durch einen Eilbrief meiner Frau benachrichtigt und kehrte unverzüglich nach München zurück. Frühmorgens, gleich nach meiner Ankunft, hatte ich ein von meiner Frau vereinbartes Rendezvous mit Thun im Café Luitpold. Daß der Name nicht länger verborgen gehalten werden konnte, war klar. Etwa den eines unlängst Verstorbenen zu nennen, ging nicht an; eine solche Ausflucht hätte keinen Glauben gefunden. Wir zerbrachen uns lange die Köpfe.

Es muß daran erinnert werden, daß von deutschen Staatsangehörigen verfaßte Bücher nur mit Genehmigung des Propagandaministeriums bei ausländischen Verlegern erscheinen durften. Auch durfte niemand sich ohne spezielle Erlaubnis eines Pseudonyms bedienen. Dies einmal gestattete Pseudonym wurde in der Personalabteilung der Reichsschrifttumskammer registriert und durfte nicht gewechselt werden. Eine Anonymität aber war gänzlich ausgeschlossen. Und nun kam zu diesen Delikten noch das Buch selbst, dessen Inhalt unmöglich mißverstanden werden konnte. Meine Lage war ohnehin prekär; denn ich war im Jahre 1937 unter dem Verbot jeder schriftstellerischen Betätigung aus der Reichskulturkammer und der dieser unterstehenden Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen worden. Einige Zeit danach hatte ich eine jederzeit widerrufliche Sondergenehmigung „zu weiterer Berufsausübung“ erhalten, die übrigens praktisch mit zahlreichen Beschränkungen verbunden war, und stand von da an unter einer besonderen Aufsicht.

Es galt jetzt, dem nicht abzuleugnenden Tatbestande nachträglich eine glaubwürdige und zugleich harmlose Erklärung zu unterschieben. So verfaßte ich denn zuletzt ein Wort für Wort sorgfältig durchdachtes Schreiben, in welchem ich, ohne auf das Delikt des Druckenlassens im Auslande einzugehen, dem Fall eine Wendung ins Schriftstellerisch-Berufsmäßige, die ihn aus der politischen Sphäre entfernte, zu geben suchte. Zunächst betonte ich, ich hätte selbstverständlich nie die Absicht gehabt, gegenüber irgendeiner amtlichen Stelle aus meiner Autorschaft ein Geheimnis zu machen; die Anonymität sei ausschließlich für die lesende Öffentlichkeit bestimmt gewesen. Unter Verwendung zahlreicher literarischer Fachausdrücke, von denen ich mir eine verwirrende Wirkung auf die robusten und primitiven Gehirne der Polizei versprach, setzte ich dann, nicht im Ton eines Angeschuldigten, sondern eines Auskunfterteilenden, meine Gründe auseinander. Es handle sich, so führte ich aus, um meinen ersten Versuch in einem neuen Genre, nämlich dem der historisch-balladesken Lyrik, mithin um ein Experiment. Mein Renommee beruhe auf meinen Romanen und sonstigen Prosabüchern. Daher hätte ich es für unklug gehalten, die neue Publikation mit meinem Namen zu decken, um nicht, falls sie von der Kritik abgelehnt würde, in den Augen des Publikums eine Schädigung zu erfahren, unter der dann auch die Schätzung meiner Prosabücher zu leiden haben müßte. Von vorneherein sei ich jedoch entschlossen gewesen, mich im Falle einer zustimmenden Aufnahme des Buches von der nächsten Auflage an mit meinem vollen Namen zu ihm zu bekennen. Auf den Inhalt ging ich nur kurz und in einer etwas lässigen Weise ein, so als sei hier gar keine Diskussion möglich und als liege nichts vor, das einer Rechtfertigung bedürfe. Ich ließ nur einfließen, einige Stellen bezögen sich auf die französische Revolution, andere auf die ehemalige Parteienwirtschaft, der gegenüber in historischer Einkleidung und in Anknüpfung an älteste deutsche Traditionen die Sehnsucht nach der überragenden Gestalt eines Einigers der deutschen Stämme und Erfüllers des deutschen Schicksals ausgesprochen werde. >>

Das Dauernde

Erblosen Todes sterben die Tyrannen.
Tribunen zeugen nicht.
Und die der Tausende Gehör gewannen,
gewannen sich Gericht.

Im bleichen Licht der fieberheißen Lampe
steht weiß der Komödiant.
Sein Auge flackt, er neigt sich an der Rampe
und reckt verzückt die Hand.

Er kränzt sich unter dem Geschrei der Menge
mit geil geschossnem Kraut.
– Der Acker singt die alten Preisgesänge
getreulich ohne Laut.

Der Herr und Knecht der selbstgeglaubten Lüge
erhitzt sich am Gewühl.
– Der Born im mütterlichen Weltgefüge
rauscht klar und keusch und kühl.

Der Pöbel brüllt, Fanfaren heulen schrille,
und Wimpel blähn sich groß.
– Das Trächtige erfüllt sich in der Stille
und tief im dunklen Schoß.

aus dem Band „Der ewige Kaiser“ (Auszug)

Mit diesem Schreiben kehrte Thun nach Wien zurück und schickte es termingemäß an die Geheime Staatspolizei. Gleichzeitig schrieb ich an Schmidt-Dengler und gab mich als Autor zu erkennen. Für den Fall, daß seine Post überwacht wurde, hatte ich meinen Brief inhaltlich auf das an die Wiener Gestapo gerichtete Schreiben abgestimmt und zeigte damit dem Verleger, wie ich der Behörde gegenüber das Buch und die Umstände seiner Veröffentlichung aufgefaßt wissen wollte, ihm zugleich für die erwarteten Weiterungen die Argumentation an die Hand gebend.

Nicht lange nachdem der Termin verstrichen war, wurde Thun abermals vorgeladen und barsch angefahren: wie er es sich habe einfallen lassen können, die gestellte Frist nicht innezuhalten? Glücklicherweise konnte er die Postquittung des rekommandierten Briefes vorlegen, mit dem er mein Schreiben der Gestapo übersandt hatte. Es wurde nun nachgeforscht. Der Brief war in eine falsche Abteilung geraten, und nachdem er dort aufgefunden war, durfte Thun wieder heimgehen. Der Vorfall war wieder ein Beweis dafür, daß auch in dieser mit so erbarmungsloser Exaktheit arbeitenden Maschinerie jene Zufälligkeiten und Unordnungen möglich waren, die so oft dem Opfer der Institution eine unerwartete Chance öffnen, freilich auch sein Verderben bewirken können.

Der Vorfall war wieder ein Beweis dafür, daß auch in dieser mit so erbarmungsloser Exaktheit arbeitenden Maschinerie jene Zufälligkeiten und Unordnungen möglich waren, die so oft dem Opfer der Institution eine unerwartete Chance öffnen, freilich auch sein Verderben bewirken können.

Es kam nun eine Zeit der Erwartung. Täglich rechnete ich mit einer Vorladung vor die Münchner Gestapo, mit einer Durchsuchung meines Hauses, für die ich alle Vorbereitungen getroffen hatte, und vor allen Dingen mit dem Eingreifen der Reichskulturkammer, der Reichsschrifttumskammer oder der Abteilung Schrifttum des Propagandaministeriums.

Aber Woche um Woche verging, ohne daß sich irgendetwas rührte. Schließlich gewann ich die Überzeugung, daß ich von Wien her nichts mehr zu besorgen hatte.

Offenbar hatten die Wiener Gestapoleute meine Erklärung akzeptiert. Was mir dabei zustatten kam, das war erstens ihre fast bis ans Analphabetentum reichende Unbildung und ihre Ratlosigkeit gegenüber allem Geistigen. Zweitens aber hatte nach der Besetzung Österreichs die propagandistische Phraseologie mit den Begriffen des alten Kaisertums und des Römischen Reiches deutscher Nation, dessen zeitgemäße Erscheinungsform und Krönung der neue großdeutsche Staat sei, zu operieren begonnen. Alle Zeitungen strotzten zum Beispiel von illustrierten Artikeln über die Reichsinsignien, die Hitler von Wien nach Nürnberg hatte überführen lassen. Auf diese Weise war auch den Wiener Gestapobeamten eine Reihe von Vokabeln und Vorstellungen geläufig geworden, denen sie nun in meiner Dichtung wiederbegegneten. Dies war für mich ein Zusammentreffen zweier Glücksumstände.

Es gab Menschen, die sich das Buch zu verschaffen suchten. Manche zum Beispiel brachten es fertig, es aus der Preußischen Staatsbibliothek zu bekommen, und schrieben es ab. Noch im Jahre 1945 begegnete ich einem Gedicht aus dem „Ewigen Kaiser“ in einer für jene Zeit so charakteristischen, unter der Hand verbreiteten hektographierten Publikationen. Da es sich um ein Sonett handelte, hatte der Herausgeber oder Abschreiber den Namen Reinhold Schneider darunter gesetzt. Reinhold Schneider hatte vom Frühjahr 1936 an zu den Eingeweihten gehört.

Übrigens war Schmidt-Dengler damals schon lange nicht mehr in Graz. Ich lernte ihn kurz vor Kriegsausbruch in München kennen, und fand einen angenehmen jüngeren Menschen von Geschmack und voller Liebe für die Aufgaben seines Berufs. Sein Verlag, der eine betont österreichische Note gehabt hatte, war polizeilich geschlossen worden.

Im Ganzen darf ich sagen: die Wahrscheinlichkeit, mit heiler Haut aus der Affäre herauszukommen, war für mich nicht übermäßig groß. Aber nun geschah das Allererstaunlichste: nämlich es geschah nichts. Es ist, als habe mein Schutzengel vor den Schwellen der amtlichen Literaturkanzleien einen Feuerstrich gezogen, den das Gerede und Geraune nicht zu überschreiten vermochte. Dann kam der Krieg. Nun schoben sich ganz andere Dinge in den Vordergrund. Und so habe ich denn auch hier wieder die Wirkungen jener behütenden Kraft erfahren dürfen, die sich meiner so oft angenommen hat. □

Aus: Werner Bergengruen, Dichtergehäuse, Zürich 1966

Dr. Luise Hackelsberger, Tochter Werner Bergengruens, führt das Bergengruen-Archiv